

(Nachdruck verboten.)

69)

Esther Waters.

Roman von George Moore.

„Bist Du da, Mutter?“, fragte Jackie.

„Ja, mein Liebchen, und Dein Vater auch.“

Der Junge sprang vor, um dem Vater zu helfen. Die Mutter aber flüsterte ihm zu:

„Daß ihn! Er will lieber allein gehen!“

Williams' Kräfte reichten gerade noch aus, um in das Zimmer hineinzukommen. — Dann fiel er total erschöpft auf den Stuhl nieder, den sie ihm rasch hinstellten. Er blickte sich um und schien sich zu freuen, daß er zu Hause war. Esther gab ihm Milch mit etwas Brantwein zu trinken, und allmählich erholte er sich wieder.

„Komm hierher, Jackie!“ sagte er, „ich will Dich ansehen; komm hier ans Licht, wo ich Dich gut sehen kann!“

„Ja, Vater!“

„Ich werde Dich nicht mehr lange sehen können, mein Junge. Aber ich wollte zuletzt noch mit Dir und Deiner Mutter gemütlich zu Hause sein. Jetzt kann ich noch ein bißchen sprechen; vielleicht kann ich's morgen schon nicht mehr.“

„Ja, Vater!“

„Ich will, daß Du mir etwas versprichst, Jackie. Du sollst mir versprechen, daß Du nie etwas zu thun haben willst mit Rennen oder Wetten oder Spielen; denn das hat mir und Deiner Mutter kein Glück gebracht.“

„Ja, Vater, gern.“

„Du versprichst es mir, Jackie? Ja? Gib mir Deine Hand darauf und versprich es mir feierlich.“

„Ja, Vater, ich verspreche es Dir.“

„Ich sehe jetzt auf einmal alles ganz klar vor mir. Die Augen sind mir plötzlich aufgegangen. Deine Mutter, Jackie, ist die beste Frau auf der Welt. Sie hat Dich wahrhaftig mehr geliebt als ich. Sie hat für Dich gearbeitet — aber das ist 'ne traurige Geschichte, und ich hoffe, Du wirst sie nie ganz erfahren.“

Mann und Frau blickten einander in die Augen, und mit diesem einen Blick gab die Frau dem Manne das stillschweigende Versprechen, daß der Sohn nie davon hören sollte, wie sein Vater sie einst verlassen.

„Sie war immer gegen das Wetten und Rennen eingenommen, Jackie. Sie hat von vornherein gewußt, daß es Unglück bringen mußte; ich war einmal schon recht vermögend, aber ich habe alles wieder verloren. Geld, das man sich nicht ehrlich erarbeitet hat, bringt einem nun einmal kein Glück!“

„Du hast das, was Du gewonnen hast, redlich erarbeitet“, sagte Esther. „Tag und Nacht hast Du gearbeitet; bist von Rennplatz zu Rennplatz unermüdlich gelaufen, und in jedem Wind und Wetter auf diesen Rennplätzen herumzusehen, war das keine Arbeit? Die Erklärung, die Du Dir dabei geholt hast, die hat Dich erst so krank gemacht!“

„Ich habe schon gearbeitet, das ist wahr! Aber es war wohl nicht die richtige Sorte Arbeit. Ich kann nicht mehr viel darüber sprechen, Esther, aber die Wahrheit weiß ich jetzt; das, was Du mir gesagt hast, ist die Wahrheit. Geld, das man nicht ehrlich erworben hat, bringt einem kein Glück.“

Er trank seine Milch und seinen Brantwein aus und blickte seinen Sohn an, der bitterlich weinte. „Du mußt nicht so weinen, Jackie! Höre mir lieber zu, denn ich muß Dir noch mehr sagen. Deine Mutter, Jackie, ist die beste Frau, die je gelebt hat. Du bist noch zu jung, um einzusehen, wie gut sie ist. Ich habe auch eine lange Zeit hindurch nicht begriffen, wie gut sie ist; aber mit der Zeit habe ich es doch ausgefunden, und Du wirst es auch verstehen, Jackie, wenn Du erst ein Mann bist. Ich hatte gehofft, Dich noch als erwachsenen Mann sehen zu können, und Deine Mutter und ich, wir hatten immer geglaubt, Dir einmal ein schönes Stück Geld geben zu können. Aber ich habe das Geld alles verloren, das ich Dir hinterlassen wollte, und der schlimmste Gedanke für mich ist nun der, daß ich Deine Mutter und Dich in ebenso großer Armut zurücklassen muß, wie sie damals war, als ich sie heiratete.“

Er stieß einen tiefen Seufzer aus, und Esther sagte:

„Was nützt es denn, von all diesen Sachen zu sprechen? Es schwächt Dich bloß unnütz!“

„Aber ich muß sprechen, Esther. Ich könnte ja ganz ruhig und glücklich sterben, wenn ich wüßte, daß für Dich und den Jungen gesorgt wäre. So aber wirst Du von neuem aus dem Hause gehen müssen und für ihn arbeiten wie früher. Du wirst dieselbe Geschichte von vorne anfangen müssen.“

Große Thränen rollten über seine Wangen hinab; er barg sein Antlitz in den Händen und schluchzte laut, bis er durch das Schluchzen in einen Hustenanfall geriet. Plötzlich ergoß sich ein Blutstrom aus seinem Munde. Jackie lief nach dem Arzt, und alle Mittel wurden angewandt, jedoch ohne Erfolg.

„Es giebt noch ein Mittel“, sagte der Doktor, „wenn aber auch das versagen sollte, so müssen Sie sich auf das schlimmste vorbereiten.“ Dieses letzte Mittel jedoch erwies sich als erfolgreich, der Blutsturz wurde gestillt und William entkleidet und zu Bette gebracht.

„Er darf morgen nicht vom Bett aufstehen“, sagte der Doktor noch, ehe er ging.

„Du mußt morgen im Bett liegen bleiben, William“, sagte Esther, „und kräftig zu werden versuchen. Du hast Dich heute übermäßig angestrengt.“

Sie hatte sein Bett in die wärmste Ecke geschoben, in die Nähe des Feuers, und hatte für sich selbst in der Nähe des Fensters ein Bett aufgeschlagen, obwohl sie nicht viel Schlaf von dieser Nacht erwartete; denn sie wußte sehr wohl, daß sie fortwährend würde aufstehen müssen, um seine Kissen zurechtzuschütteln und ihm Milch mit etwas Brantwein einzuzufügen.

Die Nacht verging; der Morgen dämmerte allmählich in den Tag hinüber, und etwa um zwölf Uhr mittags bestand William darauf, aufzustehen. Esther versuchte es ihm auszureden, aber es gelang ihr nicht. Er behauptete, nicht länger im Bett bleiben zu können, aber es blieb ihr nichts andres übrig, als Mrs. Collins hereinzubitten, die ihr beim Ankleiden ihres Mannes behilflich war. Dann setzte sie ihn behaglich in einem Lehnstuhl zurecht. Der Husten war jetzt ganz verschwunden und es schien ihm besser zu gehen. Und in der folgenden Nacht schlief er besser als er lange schon geschlafen hatte. Und als er Sonntag früh erwachte, schien er bedeutend kräftiger und wohler zu sein. Zu Mittag bereitete Esther ihm ein schönes Stück Hasenbraten, welches ihm sehr schmeckte. Er sprach aber nicht viel, und Esther konnte sich denken, daß er beständig an sie und den Knaben und dessen Zukunft dachte. Etwa um vier Uhr rief er Jackie zu sich heran. Er bat ihn, sich vor das Licht zu setzen, so daß er ihn sehen konnte, und betrachtete ihn dann mit traurig sehnsüchtigen Augen. Dieses stillschweigende Lebewohl war so ergreifend, daß Esther sich wegwenden mußte, um ihre Thränen zu verbergen.

„Wie gerne hätte ich Dich zum Manne heranreifen sehen, mein Junge!“

„D, sprich nicht so, sprich nicht so! Ich kann es nicht ertragen!“ sagte der arme Knabe und brach in Thränen aus.

„Vielleicht stirbst Du auch noch gar nicht.“

„D ja, Jackie, mit mir ist's nun zu Ende. Ich fühle es“, sagte er und deutete mit dem Finger auf seine Brust, „daß hier drin nichts mehr ist, womit ich leben könnte; das ist eben meine Strafe.“

„Strafe? Wofür Vater?“

„Weil ich nicht immer gut zu Deiner Mutter gewesen bin, Jackie.“

„William, aus Liebe zu mir, bitte, sage nichts mehr“, sagte Esther.

„D doch, der Junge soll das wissen! Es soll ihm ein Beispiel sein, außerdem bedrückt es mein Herz!“

„Mein Junge soll nichts Schlechtes von seinem Vater hören. Ich verbiete ihm, Dir zuzuhören.“

Sie schwiegen einen Moment alle. Bald darauf sagte William, er fühle, daß er matt werde, und möchte sich lieber wieder ins Bett legen.

Esther half ihm beim Entkleiden und sie und Jackie hoben ihn zusammen ins Bett. Er saß aufrecht da und betrachtete sie beide mit seinen sehnsüchtigen, sterbenden Blicken.

„Es wird mir sehr schwer, mich von Euch zu trennen,“ sagte er. „Wenn Chasuble mir gewonnen hätte! Dann hätten wir alle drei nach Aegypten gehen können; dort hätte ich doch noch leben können!“

„Du mußt jetzt nicht mehr von solchen Dingen sprechen. Wir müssen alle dem Willen Gottes gehorchen,“ sagte Esther.

Sie warf sich auf die Knie nieder. Sie zog Fackie neben sich auf die Knie herab, und William bat den Jungen, etwas aus der Bibel vorzulesen. — Fackie öffnete auf gut Glück die Bibel und las die erste, beste Stelle, auf die seine Augen gerade fielen.

Als er fertig war, sagte William, er höre ihm gern zu. Seine Stimme klinge wie eine Botschaft vom Himmel.

Um acht Uhr etwa sagte William seinem Sohne gute Nacht.

„Gute Nacht, mein Junge, gute Nacht! Vielleicht werden wir uns nie wiedersehen; vielleicht wird dies meine letzte Nacht auf Erden sein!“

„Ich will Dich nicht verlassen, Vater.“

„Doch, mein Junge! Geh, geh zu Bett, ich möchte noch ein bißchen allein mit Deiner Mutter sein.“

Seine Stimme sank fast zum Flüsteren herab bei den letzten Worten.

„Und vergiß nicht, mein Junge, was Du mir bezüglich des Wettens und Rennens versprochen hast! — Und sei stets gut zu Deiner Mutter! Das ist die beste Mutter, die ein Sohn je gehabt.“

„Sei unbesorgt, Vater; ich werde für Mutter arbeiten und sorgen!“

„Noch bist Du zu jung dazu, mein Sohn. Aber wenn Du älter bist, hoffe ich, daß Du für sie arbeiten wirst. Sie hat auch für Dich wacker gearbeitet! Und nun lebe wohl, leb' wohl, mein Junge!“

Der Sterbende war in starken Schweiß geraten und Esther mußte von Zeit zu Zeit sein Gesicht abtrocknen.

Mrs. Collins kam herein. Sie hatte einen großen, messingenen Leuchter in der Hand, in dem ein Endchen Licht fiat. William machte eine Bewegung, als ob das Licht ihn genierte. So stellte sie es denn abseits auf den Tisch hin, wo er es nicht sehen konnte.

„Sie werden Esther nachher helfen, mich zurecht zu machen, nicht wahr? Ich will keinen Fremden, ich mag die andern nicht um mich haben.“

„Ja, Esther und ich, wir werden Sie zurechtmachen; seien Sie ganz unbesorgt; nur wir beide werden Sie berühren, kein andrer,“ erwiderte sie freundlich.

Noch einmal trocknete Esther den Schweiß von seiner Stirne. Er konnte nicht mehr sprechen, nur durch ein Zeichen konnte er ihr zu verstehen geben, wie er die Bettdecke gelegt haben wollte.

Mrs. Collins flüsterte Esther zu, daß sie glaube, das Ende sei sehr nahe, und durch eine Art krankhafter Neugierde dazu angetrieben, setzte sie sich in der Nähe des Bettes auf einen Stuhl und wartete.

Esther trocknete unablässig die kleinen Schweißtropfen ab, die sich beständig jetzt auf Williams Stirn zeigten. Auch seine Brust und sein Hals waren jetzt beständig mit Schweiß bedeckt, und sie mußte sie abtrocknen. Seine Augen waren auf die Dunkelheit im Zimmer gefestet, und er bewegte seine Hand ruhelos hin und her, als wenn er etwas wollte. Aber Esther verstand seinen Wunsch sofort. Wenn er trinken wollte, gab sie ihm ein wenig Brantwein und Wasser, und wenn er es nicht mehr schlucken konnte, so löschte sie es ihm löffelweise ein. Diese öfters wiederholten kleinen Dosen erhielten ihn bis etwa zehn Uhr am Leben. Als die Uhr auf dem Kaminsims zehn Uhr schlug, wandte Esther sich wieder einmal um, um die Brantweinflasche zu nehmen. Das Lichtstümpfchen von Mrs. Collins flammte auf, flackerte noch einmal und ging dann aus; ein kleines, dünnes Rauchwölkchen stieg davon empor, und nur das kurze Stückchen schwarzen, verholten Dochtes blieb zurück, weiter nichts! Die Flamme war für immer verschwunden, gleichsam als hätte sie nie gebrannt gehabt. Wo vorher ein Licht gewesen war, sah Esther jetzt nur noch Dunkelheit, und aus der Dunkelheit heraus tönten ihr plötzlich die Worte der Mrs. Collins entgegen:

„Ich glaube, es ist zu Ende!“

Rasch wandte sie sich um und blickte nach William hin. Sein Kopf war ein wenig zur Seite gesunken.

„Was? Sie glauben, er ist tot?“

„Ja. Ich weiß es immer gleich, wenn sie tot sind; man

sieht das an dem kalten, erdigen Aussehen des Gesichts. Aber wir können uns ja bald vergewissern, wenn Sie einen Spiegel holen wollen.“

Esther gab hierauf keine Antwort, und Mrs. Collins sagte:

„Ich werde einen von oben herunterholen.“

Esther blickte auf das Bett.

Das Gesicht auf dem Kopfkissen, welches sie im Profil sah, schien ihr sehr klein und zusammengeschrumpft auszusehen.

Mrs. Collins kam zurück mit dem Spiegel in der Hand, „Nun halten Sie mal seinen Kopf in die Höhe; wenn er noch atmet, so können wir das auf dem Spiegel sehen.“

Esther that es.

„Ja, er ist tot; es stimmt schon. Sehen Sie, auch nicht der leiseste Hauch ist auf dem Spiegelglase zu sehen.“

Ein tiefer, langer Seufzer entrang sich Esthers Brust. —

XLVI.

Sie stand auf dem Perron und blickte dem langsam dahinrollenden Zuge nach.

Eine Gruppe von Sträuchern verdeckte ihr die Eisenbahnlinie, da wo sie eine Kurve machte. — Ueber diesen Sträuchern sah sie den weißen Dampf emporsteigen, der sich allmählich in der blaßgrauen Abenddämmerung verlor.

Noch ein Augenblick und auch der letzte Wagen würde ihren Blicken entschwunden sein.

Eine längliche, braunrot angestrichene Kiste stand auf der Bank neben ihr. Die Besitzerin dieser Kiste war eine Frau von siebenunddreißig bis achtunddreißig Jahren, etwas unterseht, aber kräftig gebaut, mit kurzen, starken Armen und von der Arbeit gehärteten Händen. Sie trug ein schäbiges, schwarzes Kleid und eine noch schäbigere Jacke, die viel zu dünn war für diesen feuchtkalten Novembertag. Sie hatte scharf markierte Züge und große graue Augen, die die ganze natürliche Nüchternheit des angelsächsischen Charakters widerspiegelten.

Der Bahnhofsportier sagte, er wolle sehen, ob er ihr ihre Kiste morgen schon nach Woodview hinaufschieben könne. Ob sie den Weg nach Woodview kenne? Dort sei er, immer gerade den Feldweg entlang; gar nicht möglich, ihn zu verfehlen. Und dort, hinter jener Baumgruppe, werde sie dann schon das Gitter der Pfortnerloge sehen.

Während Esther darüber nachdachte, wie sie es ermöglichen könnte, ihre Kiste schon am selben Abend zu bekommen, blickte sie den öden Streifen Landes an, der sich von dem künstlich errichteten Damme bis zum Meeresufer hinabstreckte. Die kleine Stadt mit ihrem verödeten, verlassenen Hafen glich mehr denn je dem Wrack eines Schiffes, welches in Stücke zu zerfallen droht.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Baumkrankheiten.

So widerstandsfähig und kraftstrotzend die Baumwelt erscheint, ist doch auch sie, genau wie wir Menschen, zahlreichen schädigenden Einflüssen unterworfen, die ihr Leben bedrohen und ihre volle Entwicklung hemmen und stören. Zu ihnen gehören in erster Linie Krankheiten. Die große Mehrzahl dieser Krankheiten beginnt ganz unscheinbar. Wohl suchen sich die Bäume gegen das Leiden, das sie befallen hat, zu wehren, indem die Natur in ihnen selbst Mittel hervorbringt, die seinem Fortschreiten entgegenwirken, und zuweilen führt diese Selbsthilfe auch zu einer erfolgreichen Ausheilung, in vielen Fällen dagegen bleibt sie machtlos. Immer mehr und mehr greift die Krankheit um sich, die Säfte verzehrend und die Kräfte vernichtend, der Baum vermag die andauernden Verluste nicht mehr zu ersetzen, und so sehr er auch dagegen ankämpft, langsam, aber sicher geht er einem vorzeitigen Ende entgegen.

Eine vielfach zu beobachtende Krankheit, die sich bei den Steinobstbäumen, den Kirschen, Pflaumen, Pfirsichen und Aprikosen, einstellt, ist der Gummifluß. Den Anstoß geben kleine Rindenverletzungen, wie sie durch Einschnitte, Querschnitte und Reibungen entstehen. An Kirschbäumen tritt der Gummifluß schon ein, wenn im Frühjahr sämtliche Augen entfernt werden. Infolge des mit der Verletzung verbundenen Reizes verflüssigen sich die Zellen der benachbarten Teile und wandeln ihre Stärkekörner in Gummi um. Eigentlich bezweckt dieser Prozeß, einen Wundbalsam zur Ueberdeckung der Verletzung zu erzeugen. Gelingt aber diese natürliche Wundbehandlung nicht, so verbreitet sich die Gummiumwandlung über immer größere Zellengebiete, die Gummiausscheidung steigert sich, als wolle der Baum durchaus die Heilung erzielen, stetig; es werden große Mengen von Nahrungssäften verbraucht und schließlich

schlägt der anfängliche Nutzen zum Schaden um. Denn mit der Zeit wird auch der jüngste Jahresring, die sogenannte Cambiumschicht, von der nach innen die Holzbildung, nach außen die Bildung des Bastes und der Rinde ausgeht, vom Gummifluß ergriffen, so daß der Baum an den erkrankten Stellen im Dickenwachstum zurückbleibt. Je länger der Gummifluß andauert und je tiefer er sich einspricht, desto mehr wird die Nahrungszufuhr zu den gesunden Teilen beschränkt, so daß auch diese endlich leiden und der Baum schließlich abstirbt.

Große Ähnlichkeit mit dem Gummifluß besitzt der Harzfluß der Nadelhölzer. In der Rinde und dem Holz der Nadelhölzer befinden sich teils senkrecht, teils wagerecht verlaufende Holzkanäle, die am zahlreichsten und stärksten im Holze der Schwarzkiefer sind. Seltener sind sie schon bei der gemeinen Kiefer und der Lärche und noch spärlicher bei der Fichte. Durch Insektenfraß, Verbeisungen des Wildes oder Verwundungen mit Axt und Beil fließt nun der Inhalt der Harzkanäle aus, der ursprünglich aus Terpentinöl besteht. Unter dem Einfluß des Sauerstoffes der Luft wird das Terpentinöl allmählich in Harz umgewandelt. Terpentin hat eine säulniswidrige Eigenschaft, beugt daher Zerlegungen der Wundstellen durch sich ansiedelnde Kleinpilze vor. Außerdem stellt das erstarrende Harz einen guten Wundverschluß dar. Die Absonderung des Terpentins und seine Umwandlung in Harz ist demnach anfänglich ebenfalls ein Akt der Selbsthilfe des Baumes. Aber sie führt auch hier nur vereinzelt zum Ziel. Nächst der Heilung, so nimmt der Harzfluß mehr und mehr zu, aber das ausfließende Terpentinöl wird jetzt nicht mehr allein von den Harzkanälen geliefert, sondern die Zellen der Umgebung der Wunde zerfallen und es entstehen große, mit Terpentinöl gefüllte Hohlräume, die Harzbeulen oder Harzgallen. Schon dieser Vorgang beeinträchtigt das Gedeihen des Baumes. Noch mehr aber schadet ihm die Entziehung ansehnlicher Säftemengen, die statt auf seine Ernährung verwendet zu werden, für die Harzabsonderung aufgebraucht werden. Früher oder später verfällt er daher dem Siechtum und geht schon in jungen Jahren ein.

In den Frühjahrsmonaten bemerkt man häufig an Stämmen, Ästen und Zweigen der verschiedensten Laubbäume kleinere und größere Stellen, an denen die Rinde gebräunt, zusammengetrocknet und abgestorben ist, während die anderen Teile saftig und frisch sind. Es sind dann an dem Baum, wie man es bezeichnet, Brandstellen entstanden. Sie sind die Folge der Temperaturverhältnisse im März. Sobald die Märzsonne ihren erwärmenden und belebenden Einfluß auf die Bäume auszuüben beginnt, fängt auch der Saftstrom in den Zellen kräftiger zu fließen an, und die Zellen der Rinde füllen sich mit Saft. Geht nun die Temperatur zeitweilig bis zum Gefrierpunkt zurück, so erstarrt der Saft der Rinde zu kleinen Eiskristallen und Eiskrüsen, die das Zellgewebe zerstören. Infolgedessen rückt die Rinde an diesen Stellen ab. Die Häufigkeit der Beschädigungen auf der Südseite der Bäume zeigt klar den Zusammenhang des Rindenbrandes mit den Eisbildungen des März. Auf der Südseite wirkt die Sonne lebhafter ein als auf den anderen Seiten. Das Leben erwacht daher auf der Südseite früher und der Saftfluß in der Rinde ist reichlicher. Untersuchungen am Pflaumenbaum haben ergeben, daß Mitte März der Wassergehalt der Rinde auf der Südseite beinahe 53 Proz., dagegen auf der Nordseite nur etwas über 48 Proz. beträgt. Je nach der Tiefe, bis zu der der Rindenbrand eindringt, richtet sich auch die Schwere der Erkrankung. Handelt es sich nur um eine Zerstörung der äußeren Rindenschichten, so wird der Verlust bald wieder durch die Bildung neuer Rinde ersetzt. Geht aber die Brandstelle bis in den jüngsten Jahresring, die schon erwähnte Cambiumschicht, hinein, so leidet darunter die Entwicklung des Astes oder des ganzen Baumes. An den erkrankten Stellen stockt dann das Dickenwachstum. Wohl aber schreitet es ringsherum um die Brandstelle fort, ja, an den Rändern des gesunden Gewebes wird es sogar lebhafter und üppiger wie gewöhnlich. An der Grenze von Holz und Bast entsteht nämlich aus den Markstrahlen des Weichbastes ein Gewebekörper, der sich aufwulstet und die Gestalt eines Ringwallcs annimmt. Das Gewebe, das den Ringwall bildet, nimmt allmählich an Breite zu, verengert das tote Mittelfeld mehr und mehr und kann es unter günstigen Umständen völlig überdecken. Der Baum hat sich dann durch eine Neubildung selbst geheilt. Man bezeichnet diese Neubildung als Callus. Aber der Callus ist sehr empfindlich. Bevor er das erkrankte Mittelfeld vollständig überdeckt hat, kann es daher im nächsten Winter vorkommen, daß er erfriert und abstirbt. Im darauffolgenden Sommer bildet sich nun um den alten ein neuer Ringwall. Auch dieser kann abermals im Winter erfrieren, und so vermag sich dasselbe Spiel zwei-, dreimal und noch öfters zu wiederholen. Es ist jetzt eine große absterbende Fläche entstanden, in deren Mitte die ursprüngliche Brandstelle vertieft liegt. Hierdurch wird aber ein vorzügliches Ansiedelungsgebiet für holzzerstörende Kleinpilze geschaffen, die sich denn auch alsbald einstellen und das begonnene Zerstörungswerk eifrig fortsetzen. Jetzt hat sich der sogenannte Baumtrebs entwickelt. Mehr und mehr dringt der Krankheitsprozeß in die Tiefe und gleichzeitig schreitet er auch auf der Oberfläche fort. Zuletzt ist das Innere des Baumes zum guten Teil vernichtet und der Krebs hat außerdem den ganzen Umfang des Stammes umklammert. Hiermit ist die Ernährung durch den Saftstrom unterbunden, so daß der Tod unausbleiblich ist.

Das Schlußglied bei den als Fäule bezeichneten Baumkrankheiten bilden ebenfalls Kleinpilze. Man unterscheidet mehrere Arten von Fäule. Der Beginn der Fäule ist gewöhnlich auf Wunden zurückzuführen. Bei der Rastfäule oder Rostfäule wird dann, wie

schon der erste Name andeutet, die weitere Entwicklung durch Feuchtigkeit begünstigt. Die Rastfäule setzt daher besonders an Wurzelwunden und überhaupt bei solchen Wunden ein, die mit dem Erdboden in Berührung stehen, oder auch an Astwunden, die eine derartige Lage haben, daß sich in ihnen das Regenwasser ansammeln kann. Durch das Zusammenwirken von Wasser und Luft wird das Holz zerfetzt, mürbe und bröckelig und stellt nun einen guten Nährboden für eine bestimmte Kleinpilzart dar, die in kurzem sich außerordentlich stark vermehrt und dann durch ihre Tätigkeit dem Holz einen tödlichen Fortentzug verleiht, der die Veranlassung zu der Verzehrung Rostfäule geworden ist. Bei einer zweiten Art von Fäule, der Weißfäule, ist das zerfallende Holz heller und erscheint blaßbräunlich bis weiß. Sie geht ebenfalls von Wunden aus. Aber die Vorbedingung für ihr Umsichgreifen sind nicht Feuchtigkeit, sondern im Gegenteil Trockenheit und ungehinderter Luftzutritt. Die Verzehrung des Holzes befördert auch hier eine bestimmte Kleinpilzart, die gerade unter den erwähnten Umständen besonders gut gedeiht. Die Weißfäule ist namentlich bei Laubbälzern häufig anzutreffen, von denen wieder Linden, Pappeln und Weiden vorzugsweise der Krankheit ausgefetzt sind. Wie weit der Fäulnisprozeß vorschreiten kann, zeigen die Weiden, deren Stamm zuweilen so ausgehöhlt wird, daß nur noch ein dünner Mantel erhalten ist.

In Nadelwaldungen begegnet man mitunter großen Strecken, wo die Nadeln der Bäume vertrocknet, gebräunt oder herabgefallen sind. Hier hat die Schütte, wie man die Krankheit nennt, Platz gegriffen. Der Ursprung der Erkrankung ist auf ungünstige Witterungsverhältnisse im Frühjahr zurückzuführen. Damit die Pflanzen dem Boden genügende Mengen an Wasser und gelösten Nährstoffen entnehmen können, ist notwendig, daß das Erdreich ausreichend erwärmt ist. Versuche an Topfpflanzen haben erwiesen, daß die Wasserzufuhr bereits erheblich stodt, wenn die Erde noch eine Temperatur von 3 bis 5 Grad Wärme besitzt. Im Frühjahr sinkt aber die Bodentemperatur weit unter diese Grenze. Dagegen ist die Luft schon ziemlich warm. Unter der Einwirkung der Sonnenbestrahlung verdunsten nun die immergrünen Nadeln Feuchtigkeit, die ersetzt werden muß. Aber die schwache Bodenerwärmung verhindert die Wurzeln an ihre Saugfähigkeit. Sie können, selbst wenn der Boden sehr feucht ist, den Feuchtigkeitsverlust nicht decken. Hält der durch die Abkühlung des Bodens bedingte Wassermangel längere Zeit an, so leiden die Nadeln, sie vertrocknen und fallen in Massen ab. Besonders leicht tränkeln die jüngeren Kiefern, deren Wurzeln oberflächlich verlaufen. Zuweilen werden ganze Schonungen plötzlich ihrer Nadeln beraubt, so daß der Boden davon völlig übersättigt ist. Im günstigsten Falle bedarf es einer geraumen Zeit, ehe sich die Bäumchen wieder erholen. Vielfach ist indessen die Beschädigung so tiefgreifend, daß die gesamte Schonung abstirbt und eine neue Aufforstung erforderlich wird.

Walter Knorr.

Kleines feuilleton.

1. i. Das Geländer. „Herr Direktor, der Mann könnte einmal ausgleiten, es ist unbedingt notwendig, daß . . .“

„Wenn während zweier Jahre nichts geschah, wird es auch weiterhin gehen, ich habe im Augenblicke keine Zeit für die Sache, auch ist sie nicht so dringend.“

Der Direktor gilt als gestrenger Herr, er weiß es immer viel besser. Im Grunde kann man ihn nicht böse heißen, bloß vielbeschäftigt; wenn einem übrigens Aufsichtsrat und Aktionärskingel beständig zusehen, was Wunder, daß die Zeit für „derlei Nebensächlichkeiten“ zu kurz wird!

Seit zwei Jahren nahezu steht die Maschine in Betrieb; übrigens wurde ein Geländer nicht vorgeschrieben. . . . Der Direktor langt nach den eingelaufenen Briefen, und ich gehe zur Thür hinaus.

Drüben glänzt die Maschinenhalle, sie wird wie ein Heiligtum gehalten.

Eine Fülle roten Lichtes quillt durch die hohen Fenster herein. Ringsum tragen die Wände auf Mannshöhe Holzgefäße, über die Steinfliesen sind Teppiche gelegt, überall ist es sauber und spiegelblank.

Der Raum birgt das Herz des Werkes, die Dampfmaschine. Eine stolze Gruppe mit dem ungeheuren Schwungrad und der blinkenden Dynamomaschine, die den Angetriebenen des Dampfes in geschmeidige, elektrische Energie wandelt. Vom Schaltbrett, an der Wand, gegenüber dem Eingange, wird der Strom an die Arbeitsstätten geschickt, die Drähte durchziehen das Werk wie ein metallisches Geäder und führen den Arbeitsmaschinen Leben und Bewegung zu. Der Direktor ist Anhänger der elektrischen Transmission, sie läßt Raum in den Werkstätten und Luft; fort mit den Riemen, mit den Wellen.

Al die Kraft strömt aus dem Maschinenhaus durch die Kupferseelen der Nadel nach den Drehbänken, nach den Bohrmaschinen, den Fräsern und Hobelmechanismen. Die wiederbespennigen Metalle müssen ihr weichen.

Kreisend lösen sich die Spähne von den grauen Gußstücken, die Blöcke zittern unter dem Druck des Bohrstahls, der sich in ihre Klanten wühlt, und von den Drehbänken hebt sich ein langgezogenes Stöhnen, wenn das Werkzeug zu hart in das Gefüge dringt.

Es ist wie ein Behlragen der aus rohen Formen zu Ived und Bestimmung gequälten Materie.

Der Wärter im Maschinenhaus vernimmt nichts davon. Er

ist ein noch junger, stämmiger Mann mit blondem Bart und sprühen-
dem Blick. Man möchte sagen, er sei stolz, in dem Strafcen-
trum zu schaffen.

Beständig müht er um seine Maschine, sieht nach, regelt und
scheuert.

Nun hat er die Delbasse ergriffen und besteigt den freien Teil der
Grundplatte zwischen Schwungrad und Maschinengehäuse. Der
Kreuzkopf schleudert sich wie zornwütend über die endlose Bewegung
auf Schubstange und Welle, die mächtigen Massen schwingen und
aus dem Körper der Maschine raunt es wie das höhrende, sieges-
sichere Lachen des bezwingenden Dampfes. . . .

Es ist vor Feierabend.

In der Halle liegt das letzte rote Sonnenlicht wie Blut ver-
sprengt.

Der Wärter denkt an sein Jüngstes, das ihm jetzt bald die Arme
entgegenbreiten wird; er sieht leicht vornüber gebeugt und läßt das
goldbraune Öl ins Schmierglas fließen.

Hinter ihm, wenige Centimeter hoch, wuchtet das Schwungrad
seinen Centnerleib durch die Luft, so schnell, daß es wie Sturm-
wind wirbelt und die blaue Werktracht des Mannes um die
Glieder preßt.

Das eine Tropfglas ist nun gefüllt, er wendet sich dem zweiten
zu. Er hat die Delkanne gesenkt und ein dünner Strahl ist auf die
Grundplatte gesossen. Jetzt hebt er die Hand, läßt den rechten Fuß
vom Boden und will sich nach links wenden — da wirft er die Arme
rücklings in die Luft, ein harter, metallischer Klang, das Anschlagen
der Kanne, ein graufiges Aufklatschen blitzschnell danach — der junge,
blonde Maschinist liegt erschmettert auf den Fliesen.

Er war auf der schlüpfrigen Platte ausgeglitten und in das
Schwungrad gestürzt. —

Zu Hause fragt der kleine Junge nach dem säumigen Vater. . . .

— Aber während zweier Jahre ging es ganz gut, es hätte
auch weiterhin . . . So dringlich war ja die Sache nicht. . . .

Anthropologisches.

— Ueber den brünetten und blonden Typus
in Holland hielt unlängst der Professor der Anatomie an der
Universität in Amsterdam, Volk, in der Sitzung der naturwissenschaft-
lichen Abteilung der Akademie der Wissenschaften einen Vortrag.
Die „Kölnische Zeitung“ berichtet darüber: In Holland ist das Gebiet
dieses Teiles der physischen Anthropologie, die Verbreitung des
brünetten und blonden Typus, noch vollständiger Neubruch, und
Professor Volk stand also zunächst vor der Aufgabe, sich zur Grund-
lage seiner Untersuchungen das nötige statistische Material zu ver-
schaffen. Dies gelang ihm dadurch, daß er an die Vorsteher sämt-
licher öffentlichen und konfessionellen Schulen im Lande die ent-
sprechenden Fragen richtete, und das Ergebnis war, daß über 477 200
Kinder hinsichtlich ihrer Haar- und Augenfarbe die gewünschten Be-
richte einliefern, wobei indessen zu bemerken ist, daß sich die Unter-
suchung auf israelitische Kinder nicht erstreckt hat. Aus dem statistischen
Material, über welches Professor Volk nunmehr verfügte, mag nur
hervorgehoben werden, daß in südlicher Richtung der brünette Typus
zunimmt, daß er am schwächsten in Friesland vertreten ist, während
er in Zeeland, Limburg und einem Teil von Nordbrabant durch-
schnittlich bei 40 und in manchen Gemeinden bei 50 Proz. der Be-
völkerung angetroffen wird; außerdem konnten plötzliche unver-
mittelte Uebergänge in einem und demselben Landstrich sowie förm-
liche Inseln der einen Farbe inmitten der andern festgestellt werden,
so daß also, wie Professor Volk überzeugt ist, bei keinem andern Volk
in Europa solche scharfen und unvermittelten Gegensätze neben-
einander vorkommen. Als Grund für diese physiologischen Er-
scheinungen nimmt der Redner historische, tellurische und psycho-
logische Faktoren an, die natürlich im Verhältnis der Wechselwirkung
zueinander standen. Der Redner sucht auf Grund anthropologischer
Thatsachen festzustellen, daß die Kelten keineswegs spurlos ver-
schwunden sind, man finde sie noch da, wo Cäsar sie gefunden habe,
und gerade da, wo der Rhein das niederländische Gebiet betreffe,
liege die Grenze zwischen dem brünettenreichen und brünettenarmen
Teile der Bevölkerung. Die Zone, wo der Linguist den fränkischen
Dialekt antreffe, falle mit dem Gebiet zusammen, in dem der Anthro-
polog die brünette keltische Rasse finde, der fränkische Dialekt sei des-
halb als eine germanische, von Kelten gesprochene Sprache zu be-
trachten. Daher sei es auch widerförmig, von den Niederländern als
einem rein germanischen Volkstamm zu sprechen, sie seien vielmehr
ein Volk von keltogermanischem Ursprung, wobei sich die beiden
Elemente wie 1 : 2 verhalten. —

Technisches.

y. Die neuen Eisenbahnbrücken bei Mainz. Die
Märzlich dem Verkehr übergebenen neuen Eisenbahnbrücken bei
Mainz bilden die Vollendung der nun durchgehenden rechtsrheinischen
Bahnlinie von Basel bis in die Niederlande. Die größere Brücke
über den Rhein führt über den linken Flußarm von etwa 300 Meter
Breite mit drei Vogensachwerkträgern, von denen zwei eine Spann-
weite von je 107,20 Meter haben, während der letzte eine solche von
93,80 Meter aufweist. Der engere, rechte Rheinarm wird mit zwei Vogen-
sachwerkträgern von je 116,80 Meter Spannweite überführt. Die da-
zwischenliegende Insel weist eine Ueberbrückung durch sechs Parallel-
träger von je 39,2 Meter Spannweite auf. Die Brücken sind zwischen
den Hauptträgern 8,80 Meter breit und besitzen außerdem noch auf

beiden Seiten Stege für den Fußgängerverkehr. Die Brücke über den
Main setzt sich aus vier Vogensachwerkträgern zusammen, von denen
zwei eine Spannweite von je 59 Meter und zwei eine solche von je
82,60 Meter aufweisen. Die Ueberbrückung der Niederung auf
beiden Seiten ist durch neun gemauerte Öffnungen
von je 23,48 Meter Spannweite und durch eine von
11,50 Meter Weite erzielt worden. Diese zweigeleisige Brücke
hat zwischen den Auflentragern 8,60 Meter Breite. Die Lichte
Durchfahrtsöhe ist bei den Brücken verschieden: zwischen Brücken-
unterkante und dem höchsten schiffbaren Wasserstande des Rheinstromes
ist ein Maß von 9,40 Meter festgelegt, während beim Main
die freie Durchfahrtsöffnung nur 6,50 Meter beträgt. Beide Brücken
kosten zusammen 6 320 000 M., von welchen 5,2 Millionen auf die
Ueberbrückung des Rheinstromes entfallen, während der Rest von
1 120 000 Mark auf die Mainbrücke verbraucht wurde. —

Humoristisches.

— Gut gegeben. Hausierer: „Liebesbriefsteller ge-
fällig?“

Älteres Fräulein: „Brauche keinen.“

Hausierer: „Ja, was einem nichts nützt, braucht man auch
nicht.“ —

— Boshaft. Direktor eines Provinztheaters
(zum jungen Schauspieler, der durch ein Versehen die Chronik des
Theaters verbrannt hat): „Sie Unglücks Mensch, da hat man durch
die vielen Jahre mit Mühe alles eingetragen, und nun ist es durch
Ihre Unvorsichtigkeit vernichtet!“

Schauspieler: „Ach, Herr Direktor, das ist doch weiter
kein Unglück, die Raibe wird ja noch alles auswendig wissen!“ —
(„Meggendorfer Blätter“.)

Notizen.

— Eine germanische Rundschau wird vom 1. Januar
1905 ab in Frankreich herausgegeben werden. Die Revue, die
unter Beihilfe der Universitäten von Lille, Lyon und Nancy er-
scheinen soll, wird sich in erster Linie mit der deutschen und englischen
Literatur befassen, aber auch Arbeiten über die skandinavischen
Länder und über Holland veröffentlichen. —

— Das Theater des Westens schließt seine Spielzeit am
31. Mai; die neue Saison nimmt am 1. September ihren Anfang. —

— Im Amelangschen Kunstsalon, Charlottenburg,
Kantstraße 164, sind gegenwärtig Aquarelle, Pastellbilder und Ra-
dierungen von Mitgliedern der Berliner Künstlervereinigung „Seide“
ausgestellt. —

— Der Kunstverein für die Rheinlande und Westfalen hat
106 Kunstwerke im Gesamtwerte von 45 500 Mark von der
Düsseldorfer Kunstausstellung angekauft. Werke rheini-
scher, namentlich Düsseldorfer Künstler, wurden besonders berück-
sichtigt. —

— Ein Mozart-Brunnen — drei tanzende Frauen, die
den melodiosen Dreiklang der Mozartschen Tonwerke verkörpern
sollen — wird in Dresden errichtet. Die Ausführung des Werkes
ist dem Charlottenburger Bildhauer Hermann Gosäus über-
tragen worden. —

z. Fuhrwerksgeleise im Straßenpflaster. Auf
der Provinzialstraße Hörde-Bogum-Essen soll ein Versuch mit
der Einlegung von Fuhrwerksgeleisen im Straßenpflaster gemacht
werden. Derartige Fuhrwerksgeleise sind z. B. schon auf der Chaussee
zwischen Mühlheim und Berg-Glabbad seit Jahren in Benutzung.
Hier sind T-Eisen in die Chaussee eingebettet. —

Büchereinkauf.

— Otto Erich Hartleben: „Logaubüchlein“.
Lyrik. München. Albert Langen. Preis 2,50 M. —

— Hans Ostwald: „Lieder aus dem Rinnstein“.
Zweiter Band. Leipzig und Berlin. Karl Henschel u. Co. —

— J. E. Porizky: „Die da müde sind...“.
München. Dr. J. Marchlewski u. Co. Preis 1,50 M. —

— Alfred v. Berger: „Sammelweis und andre
Geschichten“. Berlin. F. Fontane u. Co. Preis 2 M. —

— Björnstjerne Björnson: „Gesammelte Er-
zählungen“. I. Band. München. Albert Langen. —

— Donald Wedelind: „Bébé Rose“. Erzählungen,
Zürich. Casar Schmidt. Preis 2,50 M. —

— E. Gadding: „Die Harmlosen“. Erzählung.
Seiffenmerzdorf i. S. Max Großmann. —

— Selma Lagerlöf: „Gösa Verling“. Roman.
München. Albert Langen. —

— „Sheridans Lästerschule“. Ins Deutsche über-
tragen von Gustav Humbert. Berlin. F. Fontane u. Co.
Preis 2 M. —

— Hermann Jacobson: „William Shakespeare
und Käthe Minola“. Dresden. E. Picson. —

— Julius Bab: „Angenruher“. Essay. Berlin.
Gose u. Teylaff. Preis 1 M. —

— Leo Tolstoj: „Gedanken weiser Männer“.
München. Albert Langen. Preis 6 M. —